Merkwürdige Naturbegebenheiten

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **127 (1848)**

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-372559>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am 25. Christmonat 1846, Nachmittags 2 Uhr, hat im bairischen Kreise Schwaben und Neuburg ein sehr seltener Meteorsteinfall stattgefunden. In einem Umkreise von etwa 18 Stunden im Durchmesser wurde ein Getöse vernommen, welches anfänglich fernem Rando- nendonner glich, der aber nach 20 bis 30 Schlägen in ein Trommeln oder Pauken über- ging und mit einem langgezogenen Säusen und Klingeln endigte. Die ganze Erscheinung dauerte etwa 3 Minuten, wurde aber überall auf dieselbe Weise und fast gleich stark ver- nommen, indem Jeder glaubte, den Lärm unmittelbar über seinem Haupte zu hören. Nur in Schönenberg wurde von einigen Per- sonen eine ziemlich rasch fliegende Kugel hoch über ten Häusern hinziehen und in die Erde einfahren gesehen. Jung und Alt machte sich nun auf die Beine, um dem eingeschla- genen Erdloch zuzueilten, in dessen Nähe noch einiger Schwefeldunst bemerkt wurde. Als der Stein hierauf nicht ohne große Mühslichkeit ausgegraben wurde, zeigte es sich, daß er den etwas gefrorenen Lehmboden 2 Schuh tief durchdrungen hatte. Er wog 14 Pfund und 17 Loth und war 8 Zoll hoch, 7 Zoll breit und 5 Zoll dick. Nach der Meinung verschie- dener glaubwürdiger Ohrenzeugen ist es höchst wahrscheinlich, daß in der beschriebenen Ge- gend noch mehrere Meteorsteine gefallen sind, indem das den Fall begleitende Säusen an verschiedenen Stellen ganz in der Nähe gehört wurde. Zur Zeit des Falls war der Himmel trübe, heiterte sich aber sogleich nach demsel- ben auf und in der Richtung der Bahn des Meteors ward gleich ein wolkenfreier Streif sichtbar.

Große Aufmerksamkeit erregte auch der im Juli 1847 in Reichenbach (Königreich Sachsen) vorgekommene Meteorsteinfall, theils wegen den denselben begleiteten prachtvollen Lichterschei- nungen und theils wegen der Größe der Steine. Ein Stein wog 30 Pfd. und 16 Loth und ein anderer sogar 42 Pfd. und 6 Loth. Diese beiden Steine gehören außer ihrer Größe wegen auch

deshalb zu den Seltenheiten, daß sie fast ganz aus gediegenem Eisen bestehen. In der Regel machen acht Metalle und fünf Erdarten die Be- standtheile der Meteorsteine aus. Unter jenen kommen namentlich Eisen, Kupfer, Zinn und Nickel und unter diesen Schwefel und Kohle vor. Besonders merkwürdig ist die Rinde, mit welcher diese Steine überzogen sind. Sie schei- det sich von dem Innern ab und glänzt gewöhn- lich pechartig. Mitunter findet man so harte Meteorsteine, daß sie am Stahle Funken geben. Sie fallen bald bei ganz hellem Himmel, bald aus dunklen Wolken und größtentheils unter donnerähnlichem Geräusch. Die Erzählungen der Alten von förmlichen Steinregen, die man häufig bezweifelte, haben in der neuern Zeit wieder volle Glaubwürdigkeit erhalten. In verschiede- nen Gegenden hat man nämlich große Strecken mit Tausenden von Meteorsteinen in der Größe von Bohnen bedeckt gefunden.

Aus dem Badorte Neuheim in Kurhessen ist unterm 22. Christmonat 1846 Folgendes be- richtet worden: In der verflossenen Nacht hat sich hier ein höchst merkwürdiges und wahr- scheinlich folgenreiches Ereigniß zugetragen. Während ein furchtbarer Sturm wüthete und mehrere Personen um Mitternacht wirkliche Erdstöße wahrzunehmen glaubten, hat sich in der Nähe der Badquelle durch die zirka 6000 Schuh tiefe Röhre, welche zur Auffindung eines artesischen Brunnens vor 4 Jahren gegraben worden war, eine neue prächtige Soolquelle Bahn gebrochen, die an Wärme und Salzgehalt der dortigen berühmten Quelle gleichkommt, an Mächtigkeit dieselbe aber noch um mehr als das Fünffache übertrifft. Der Wasserstrahl wird mit solcher Gewalt aus der Tiefe des Bohrlochs emporgeschleudert, daß der Schacht bis zum Rande mit wogendem und spritzen- dem Schaume angefüllt ist, aus dessen Mitte sich noch eine 4 — 5 Schuh hohe und 3 Schuh im Durchmesser haltende Schaumsäule erhebt. Der Abfluß der Quelle ist so bedeutend, daß er einem kleinen Bache gleicht.

Hohes Alter.

Den 31. Jänner 1847 wurde die irdische Hülle des ältesten Bürgers der st. gallischen Gemeinde Altsälden, mit Namen Johannes Kuster, am Warmesberg, unter zahlreichem Leichenbegängnisse zur Ruhestätte des Grabes begleitet. Derselbe erreichte das Alter von 92 Jahren, 9 Monaten und 20 Tagen; stetsfort genoss er das köstliche Glück ungeförter Gesundheit. Auch seine Sinnesorgane blieben ihm treu; ohne Brille las er noch Gedrucktes und Geschriebenes. Von seiner zahlreichen Nachkommenschaft von 9 Kindern, 40 Groß- und 13 Urgroßkindern überlebten ihn 3 Söhne und 1 Tochter, 29 Groß- und 9 Urgroßvater.

Der am eidgenössischen Freischießen von Solothurn als 90 jähriger Pannerherr der bucheggbergischen Schützengesellschaft bekannt gewordene Benedikt Wyß von Messen (Kant. Solothurn) ist Ende März 1847 im 97sten Lebensjahre auch zu den Vätern heimgegangen. Nach dem Mittagessen legte er sich, wie gewöhnlich, zu einem Schläfchen nieder, und schlummerte so ganz unbewußt hinüber ins bessere Leben. Bis zum letzten Augenblick erfreute er sich des Gebrauchs der vollständigen Sinneskräfte. Er war ein lebendiges Protokoll und sein ungetrübtes, bis in die zarte Kindheit zurückgehendes Gedächtniß wurde oft bei Streitigkeiten über herkömmliche Rechte, namentlich bei Marchen u. dgl., zu Rathe gezogen. Er hatte 3 Frauen gehabt, und wies den Nachbar zurecht, der sein Weib das „Hauskreuz“ nannte. An die 50 Jahre lang lief er als Rondellträger an der Spitze des Löschkorps in Messen und noch in seinem 75. Lebensjahre war er einer der besten Feuerläufer. Wyß steht da als ein ehrwürdiger Zeuge, wie weit ein an Arbeit und Entbehrung gewöhntes Leben es zu bringen vermag.

Wohl der älteste aller Schneider auf dem ganzen Erdenrund starb im Frühjahr 1847 zu Paris, ein Greis von 107 Jahren. Er hatte sich als Schneider der Könige Ludwig der XV. und XVI. ein ziemliches Vermögen erworben; die Revolution zu Ende des vorigen Jahrhunderts brachte ihn aber wieder um

Alles. Er starb in einem Dachstübchen, das er seit 47 Jahren bewohnt hatte, und hinterließ einen Sohn und eine Tochter, welche letztere, das jüngste seiner Kinder, gegenwärtig 80 Jahre alt ist.

Bei der Enthüllung des Denkmals für Friedrich den Großen am 27. Juni 1847 in Breslau war auch Einer anwesend, der unter dem alten Fritz gedient hatte. Derselbe, Namens Günther, war 1738 geboren worden und 109 Jahre alt.

Am 13. Juli 1846 starb in seinem Bauernhose bei Werford, in England, im Alter von 120 Jahren Dan. Atkin. — Im Laufe seines Lebens hatte er 7 Mal geheirathet, und von seinen Kindern, Kindeskindern und Urgroßvater sind nicht weniger als 570 Nachkommen vorhanden. Sein erster Sohn, 90 Jahre alt, lebt in Nordamerika und erfreut sich der besten Gesundheit.

U e b e r s i c h t

der Geburten, Ehen, Leichen und Vermächtnisse des Kant. Appenzell V. R. im Jahre 1846.

	Gebor.	Gestorb.	Ehen.	Vermächtnisse.
				fl. fr.
Urnäsch . . .	76	102	42	329 42
Herisau . . .	304	324	46	2088 15
Schwellbrunn . . .	81	88	30	79 —
Hundweil . . .	47	65	20	391 48
Stein . . .	57	74	4	731 48
Schönengrund . . .	17	21	7	21 36
Waldstatt . . .	46	44	7	86 24
Teufen . . .	119	134	25	360 48
Bühler . . .	39	38	6	21 36
Speicher . . .	86	102	13	951 —
Trogen . . .	75	57	19	388 36
Rehetobel . . .	58	56	20	333 30
Wald . . .	40	28	7	24 18
Grub . . .	25	18	2	110 42
Heiden . . .	74	65	9	1023 38
Wolfthalen . . .	77	80	25	462 18
Luzenberg . . .	30	21	8	220 12
Walzenhausen . . .	60	59	19	131 —
Reute . . .	17	21	14	101 18
Gais . . .	65	67	17	805 36

1393 1464 340 8663 5

Mehr gestorben als geboren 71 Personen.

Im Kanton St. Gallen dagegen hat auch im Jahr 1846 die Zahl der Geburten diejenige der Todesfälle wie gewöhnlich überstiegen und zwar um 626. Immerhin sind auch weniger geboren und mehr gestorben als im vorhergehenden Jahre 1845, in welchem der Zuwachs der Bevölkerung — nur Geburten und Todesfälle in Anschlag genommen — doppelt mehr als im Jahr 1846 beträgt. Merkwürdig ist, wie die Zahl der gebornen Mädchen (2669) derjenigen der gebornen Knaben (2639), so wie diejenige der Gestorbenen der beiden Geschlechter einander fast gleichkommen. Letztere beträgt 4682, wovon nur 46 mehr als die Hälfte dem weiblichen Geschlechte angehören. Hierbei sind nicht einbegriffen 235 Todtgeborene, von welchen 30 auf Untertoggenburg, 22 auf Neutoggenburg, 21 auf jeden der Bezirke Oberrheinthal, Werdenberg und Seebezirk fallen. Zwillinge führt der diesfallige amtliche Bericht 49 auf, von welchen 8 allein in Sargans das Licht der Welt erblickten. Mit Ausnahme der Bezirke Unterrheinthal und Obertoggenburg kamen in allen Zwillingengeburt vor. — Ehen wurden eingeseget im Bezirk Oberrheinthal 126, Sargans 81, Werdenberg 76, Seebezirk 88, Untertoggenburg 103, Unterrheinthal 78, Obertoggenburg 64, Neutoggenburg 109, Mittoggenburg 58, St. Gallen 67, Gossau 60, Rorschach 60, Tablat 41, Wyl 72 und Gaster 26, zusammen 1109. Im Verhältniß der Bevölkerung sind in Neutoggenburg am meisten Ehen geschlossen worden; während alle erstgenannten 7 Bezirke an Bevölkerung stärker als Neutoggenburg sind, haben doch bis an einen alle weniger als dieser neue Ehepaare aufzuweisen. — Der Gefahr, von der fürchterlichen Pockenkrankheit heimgesucht zu werden, wurden 2919 Kinder durch Einimpfen der Blattern entrisfen, 832 mehr als im Jahr 1845.

Es ist halt so.

Die Bauern Andreas Schneef und Jakob Dorn wohnten einander gerade gegenüber. Weil jedoch die breite Gasse des Dorfes zwischen ihren Höfen lag, wie der Kanal zwischen den Franzosen und Engländern, so irrten sie sich nicht, wenigstens so lange sie

zu Hause waren. Desto mehr aber draußen auf dem Felde. Denn da lagen ihre Wiesen so, daß der Schneef nicht auf die feine kommen konnte, ohne über die seines Grenz-nachbars zu gehen oder zu fahren.

Wenn nun aber der Schneef gestirnt gewesen wäre, wie Vater Abraham, da er zu seinem Vetter Laban sprach: „Lieber, laß nicht Zank sein zwischen mir und dir, denn wir sind Brüder,“ so hätte er ein für alle Mal zu seinem Nachbar gesagt: „Wenn du Mist fährst, so sag's mir, daß ich auch fahre, und wenn du mähen willst, so laß mir's sagen, daß ich auch mähe“; und die zwei Wiesen würden dann gewesen sein, wie eine. Aber der Schneef war dem Dorn und der Dorn dem Schneef nicht gut, und dieser schätzte seine Wiese noch einmal so hoch als sie werth war, weil sie ihm das Jahr über wenigstens dreimal Gelegenheit gab, seinen Widersacher zu ärgern.

Darum fuhr er auch den Dünger auf sein Grundstück nicht im Winter, wann es gefroren hatte und der Boden fest war, sondern er wartete bis in den weichen April. Denn da schnitten die Räder seines Wagens und traten die Hufen seiner Gänle recht tief in die Wiese, und durch sie hindurch in das Herz seines Nachbars. Sein Eigenthum litt zwar auch darunter, aber er achtete es nicht. Er gehörte zu denen, die recht gerne ihr eines Auge darum geben, wenn ihr Feind seine zwei dafür lassen muß. Sagte der Dorn in solchen Fällen zu seinem Widerwärtigen: „Den Schaden, den du mir thust, kannst du in Ewigkeit nicht verantworten“, so versetzte der Schneef ganz trocken: „Es ist halt so“, und kam in der nächsten Stunde mit einem Fuder, das noch einmal so schwer war als das erste.

Wenn dagegen der Heumonat kam, ging der Schneef, wenn es nur halbweg möglich war, mit seiner Sense eher an das Mähen, als sein Nachbar. Denn das war ja die andere Gelegenheit, seinem Feinde das schöne Futter in den Grund zu fahren, und damit einen neuen Stachel in das Herz zu drücken. Und wenn der Dorn in solchen Fällen äußerte: „Du ärgerst mich noch zu todt,“ war der Schneef desto vergnügter, und antwortete in seiner trockenen Manier: „Es ist halt so.“

Einmal aber wurden der Dorn und seine zwei Söhne von ihrem Aerger übermannt, fielen mit Holzfärten über den Mistwagen ihres Widerwärtigen her, und zerschlugen ihn. Es blieb keine Felge und keine Speiche neben der andern, sondern die Trümmer lagen umher, als sollten sie kurzes Holz für den Ofen sein. Das war dem Schneef noch lieber, als das bloße Murren und Seufzen seines Nachbarn. Er ging in das Gericht und verklagte ihn, und der Dorn wurde verurtheilt, die Gerichtskosten zu zahlen, und dem Nachbar seinen Schaden so zu vergüten, daß dieser sich für den alten einen neuen Wagen anschaffen konnte. Als er das Geld im Amt erlegte, sagte er mit einem Seitenblick auf seinen Gegner: „Das ist Blutgeld.“ Aber sein Widersacher blieb dabei so kalt, wie eine Eisgrube, und antwortete wie gewöhnlich: „Es ist halt so.“

„Jetzt bleib ich nimmer hier, sondern verkaufe Alles, was ich habe, und ziehe mit Sack und Pack nach Amerika,“ sagte der Dorn, als er aus dem Amt nach Hause gekommen war, zu seinem Weib und seinen Söhnen. Diese aber hatten indeß unter sich ausgemacht, dem Schneef wegen seines angeblichen Rechts, über ihre Wiese zu fahren, einen Prozeß an den Hals zu hängen. Statt in die neue Welt, ging also der Dorn des andern Tags in die Stadt und übergab seinen Handel dem einen Advokaten daselbst. Der Schneef, als er hörte, daß er verklagt wäre, nahm den andern. Es begann ein siebenjähriger Prozeß, und obgleich der Dorn mit seinen Leuten ganz gewiß wußte, daß er ihn gewinnen würde, so verlor er ihn doch in allen drei Instanzen, und mußte nicht allein den Advokaten bezahlen, der für ihn, sondern auch den andern, der wider ihn gewesen war und den Sieg über ihn davongetragen hatte. „Das ist himmelschreiend,“ sagte er daher, als er das Schmerzensgeld hinzählte. Aber sein Widersacher blieb dabei so ruhig, wie ein Schraubstock, und erwiderte, indem er seinen Theil einstrich: „Es ist halt so.“

Im Sommer darauf ließ Schneef sein Haus anstreichen, und auf die Wand, welche der

Gasse zugekehrt war, schreiben: „Es ist halt so,“ mit großen Frakturbuchstaben, so daß es Dorn von seiner Stube aus lesen konnte ohne Brille, und fast lesen mußte, so oft er einen Blick auf das Haus seines Widerwärtigen warf. Es wäre wohl besser gewesen, wenn der Schneef bei der alten guten Gewohnheit verblieben wäre, und einen Segensspruch, oder ein Bibelwort, oder eine Einladung für die Armen und Fremdlinge gewählt hätte. Aber Schneef wollte seine armen Nachbarnsleute vollends zu todt ärgern, und an ihrem Grabe sagen: „Es ist halt so.“

Doch will der Erzähler nicht behaupten, daß er mit seiner Inschrift diese Absicht verbunden hat, um so weniger, als die Sache unvermuthet eine Wendung nahm, die zu einem Ausgang führte, den Niemand vorhergesehen hatte, und der unentschieden ließ, ob Schneef diese Hoffnung wirklich hegte, oder ob sie ihm von andern Leuten nur untergeschoben war.

Denn während Dorn, was er schon viel eher hätte thun sollen, sich von dem Nachbar durch nichts mehr ärgern ließ, und nach und nach die Scharte wieder auswegte, welche der Prozeß in sein Vermögen gemacht hatte, auch mit Gottes Hilfe und Selbstüberwindung es dahin brachte, daß er für seinen Feind beten konnte, kam in dem neuangestrichenen Hause ein Unfall auf den andern.

Zuerst wurden die drei Pferde rosig, bald darauf, nachdem sie eine Fuhre Weizen in die Stadt gebracht hatten. Die Fallknechte führten die schönen, spiegelglatten Kappen sammt dem neuen Geschirr fort, und erstachen und verscharrten sie auf dem Schindanger. Alle Leute schauten durchs Fenster oder traten an das Hofthor, als die armen Thiere das Dorf hinuntergeführt wurden. Aber so viele Gesichter Schneef auch sehen konnte, so bemerkte er doch in keinem eine Spur von Mitleiden, sondern es war ihm vielmehr, als stünde in jedem geschrieben: „Es ist halt so.“ Und als der Zimmermann kam, die alten Dielen nebst der Krippe und der Raufe herausriß und Alles neu machte, war weder in seiner Miene noch in seinen Worten ein besserer Trost zu finden.

Bald darauf flog Regina, die jüngere von den zwei Töchtern des Bauern, in der Scheune bis unter den Dachgiebel hinauf, um ihrem Vater unten in der Dreschtenne Garben herunter zu werfen. Ein Bret, das nicht angenagelt war, schnappte unter ihrem Fuß aus, und sie stürzte aus einer Höhe von wenigstens 30 Schuh herab. So schnell sie aber fiel, so erreichte sie der Tod noch im Fallen an einem Balken, an welchem sie den Kopf zerschmetterte. Ohne mehr einen Seufzer auszustößen, lag sie vor ihrem Vater. Auch in der Scheune regte sich kein Laut. Und doch war es dem Alten, als schnaubte es aus jedem finstern Winkel: „Es ist halt so.“

Zuletzt nach Allem wurde er selbst krank, wußte aber nicht, wo es ihm fehlte, sondern antwortete, wenn man darnach fragte: „Ueberall.“ Was er sonst gerne aß, ekelte ihn an; er konnte nicht sagen, daß ihn nur eine Faser am ganzen Leibe schmerze, und doch war es ihm in seinem ganzen Leben nie so wehe gewesen, als jetzt. Seine alten Freunde, die ihn besuchten, waren ihm zuwider. Wochten sie, um ihn zu trösten, sagen, was sie wollten, es war ihm so viel, als hätten sie geradezu gesagt: „Es ist halt so.“ Endlich kam auch der Pfarrer, der lange nicht mehr zu ihm gekommen war. Auf die Frage des Pfarrers, wie es ihm gehe, antwortete er: „Hr. Pfarrer, gebt Euch keine Mühe; bei mir hilft nichts mehr; es ist am besten, Ihr sagt auch, wie die Andern: „Es ist halt so.“

Aber der Pfarrer antwortete: „Das sage ich nicht um die ganze Welt, sondern ich weiß noch drei Mittel, und wenn ihr die, eins nach dem andern, gebrauchen wollt, so kann es noch besser mit Euch werden, ja besser, denn es zuvor war. Ihr müßt nämlich vor allen Dingen wieder auslöschen, was ihr an Euer Haus geschrieben habt.“

„Und was hernach?“ fragte der Patient etwas beleidigt und ärgerlich.

„Das werde ich Euch sagen“, erwiderte der Pfarrer, „wenn Ihr das erste Mittel gebraucht habt, und wenn ich wiederkomme. Indes will ich für Euch beten.“

Damit nahm er Hut und Stock in die Hand und entfernte sich schnell, weil er die

erste Wirkung seines bittern Tränkleins nicht abwarten wollte. Und kaum hatte er die Hausthüre hinter sich zugemacht, so fing der Patient schon an, gegen sein Weib und seine Tochter über die Zumuthung des Pfaffen, wie er sich ausdrückte, zu schimpfen. Endlich wurde es ihm wieder schwerer ums Herz. Er ließ wirklich einen Maurer kommen und die Inschrift an seinem Hause übertünchen, und zwar so gut, daß auch für das schärfste Auge nicht ein Buchstabe mehr durchschimmerte.

Sobald der Pfarrer dieß erfuhr, besuchte er seinen Patienten wieder, und sagte: „Das böse Wort stand nicht allein an Euerem Hause, sondern steht auch noch in dem Herzen Eures Nachbarn, es muß auch da ausgelöscht werden, wenn Ihr wieder an Leib und Seele genesen wollt.“

„Aber um alle Welt, Herr Pfarrer, wie soll ich das machen? Ich kann doch nicht den Maurer in sein Herz schicken und es überweisen lassen, wie die Wand an meinem Hause,“ erwiderte der kranke Schneek, sichtbar verdrüsslich über das zweite Rezept, das ihm der Pfarrer vorschrieb, und die zwei rothen Flecken auf seinen Backenknochen wurden noch einmal so groß.

„Das,“ fuhr der Seelenarzt ganz ruhig fort, „könnt Ihr auch nicht durch einen Andern, am wenigsten durch einen Maurergesellen, sondern Ihr müßt es selbst thun. Das heißt, Ihr geht heute oder morgen zu dem Dorn hinüber. Wenn Ihr Eiliches über das schöne Wetter und dergleichen mit ihm geredet habt, fangt Ihr an und sprecht: Nachbar, was zwischen uns vorgefallen ist, thut mir herzlich leid, und ich bitte Dich, lösch' das böse Wort auch in Deinem Herzen aus, wie ich an meinem Haus. Es soll nicht mehr über meine Lippen kommen.“

Mit diesen Worten nahm er die Thüre in die Hand, und ging schnell zum Hause hinaus; denn er wollte wieder nicht die erste Wirkung seines bittern Tränkleins abwarten. Kaum hatte er den Rücken gewendet, so warf sein Patient die Pelzkappe auf den Tisch, und begann: „Den Pfaffen soll doch — —“ und endigte mit einer bösen Litanei, welche nicht

aus der Feder des Erzählers will. Auf vieles Zureden seiner Frau nahm Schneef doch das bittere Tränklein, das ihm verschrieben war, ging des andern Tags zu seinem Nachbar, und that, was ihm der Pfarrer gerathen hatte. Der Nachbar weinte vor Freuden, als er ihm die Hand zur Versöhnung reichte, und der Patient sagte, nachdem er wieder heimgekommen war, es wäre ihm, als hätte man einen Zentnerstein von seiner Brust gewälzt, so leicht sei es ihm seit einer halben Stunde.

Sobald der Pfarrer dieß erfuhr, besuchte er seinen kranken Mann wieder, und sagte: „Lieber Schneef, das freut mich von ganzem Herzen, daß es mit Euch so erträglich geht. Soll es aber ganz gut werden, so müßt Ihr auch das dritte Tränklein einnehmen, das aber schon nimmer so bitter schmeckt, als die beiden ersten. Ihr habt nun das böse Wort an Euerer Wand und in dem Herzen des Nachbarn ausgelöscht; aber es steht noch in dem großen Buch droben, in das alle unsere Schulden, klein und groß, eingetragen sind. Da müßt Ihr nun auch noch einen Strich durchmachen lassen, wie ein Gläubiger zu seinem Schuldner sagt: „Alle deine Schuld habe ich dir erlassen,“ und zugleich einen Riß durch das ganze Blatt in seinem Buche macht. Glaubt mir, lieber Schneef — —“

Aber der Patient ließ den Pfarrer nicht ausreden, sondern versetzte ganz zerknirscht und voll Jammer: „Aber, Herr Pfarrer, wie soll ich das machen?“

„Das,“ antwortete sein Doktor, „das könnt Ihr nicht selbst thun. Den Arm, der bis zu dem Buche der göttlichen Gerechtigkeit und Heiligkeit hinauf reicht, habt Ihr nicht, und die Feder, die den Strich machen darf, auch nicht, und die rothe Dinte, die eine so kohlschwarze Schuld löschen kann, noch weniger. Ihr müßt es durch einen andern thun lassen. Kennt ihr denn diesen Mann nicht mehr, von dem Johannes schreibt: „Meine Kindlein, solches schreibe ich euch, auf daß ihr nicht sündigt. Und ob jemand sündigt, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater, Jesum Christum, der gerecht ist. Und derselbige ist die Versöhnung für unsere Sünden.“

In diesem Augenblicke fiel ein Strahl himmlischen Lichts in die zerknirschte Seele des Sünders.

Der Patient betete noch in derselben Nacht viel, wurde erhört, und genas nicht nur an seiner Seele, sondern auch an seinem Leibe. Sein Weib starb bald darauf, und er gab seinen Bauernhof und seine Tochter dazu dem jüngern Sohn des Nachbarn Dorn, und als er beim Hochzeitsmahle mit diesem seinen Bissen Brod in eine Schüssel tauchte, war seine Seele voll Preis und Dank.

Etwas über Obstbaumzucht.

(Aus den Verhandlungen der appenz. gemeinnützigen Gesellschaft.) [Schluß.]

VI. Krankheiten der Bäume.

Uebergehend zu dem sogenannten Brand, so ist derselbe bei den Kirschbäumen am häufigsten anzutreffen. Weniger häufig findet er sich bei den Birn- und am wenigsten bei den Apfelbäumen. Zwar sind fast alle jungen Bäume von Armsdicke und darunter mehr oder weniger von dieser Krankheit befallen. Auch für den Unkundigen ist der Brand leicht daran zu erkennen, daß die Rinde röthlich oder schwarz aussieht und hart anliegt. Je härter sie anliegt, desto größer ist das Uebel, das sich bis in die Aeste hin erstreckt. Man wird den Brand vorzugsweise auf der Mittag- und Abendseite der Bäume wahrnehmen, selten auf der Morgen- und Mitternachtseite; denn da Regen und Schnee von Süden und Westen herkommen, so werden die Bäume nach diesen Seiten hin benezt. Dieß übt einen starken Reiz auf die ohnehin mit Saft stark angefüllten Poren, bis die Anschwellung so groß ist, daß die Saströhrchen zerplagen und somit Unordnungen im Kreislauf der Säfte eintreten. In diesem Falle fängt der Baum an zu trauern, das Wachsthum hört auf, die Rinde springt auf und es entsteht aus dem Brande der Krebs mit seinen bösen Folgen. Der Brand entsteht übrigens meistens aus allzugroßer Fettigkeit in Folge starker Düngung; denn sobald sich der Dünger bei warmem Sommerregen zersetzt, so wird eine allzugroße Saftmasse in die Saftbehältnisse getrieben. Weil

zu sehr damit angefüllt, müssen diese zerplagen und so Ursache zu einer unausweichlichen Krankheit werden. Oft zeigt sich der Brand, namentlich im Anfang der Krankheit, nur stellenweise. In diesem Falle müssen alle schwarzen und rothen Stellen mit dem Messer untersucht werden, um dadurch zu erfahren, wie tief der Schnitt müsse gemacht werden. Dieser geht jedes Mal und zwar schonungslos so tief, bis sich neues Leben zeigt. Alle Arbeit ist vergeblich, wenn nicht auf das neue Leben geschnitten wird. Dabei muß alles Schwarze und Rothe ohne Schonung entfernt werden, und sollte die Verwundung gehen bis in die Rinde hinauf; denn so lange der Brand nicht durchaus aufgeschnitten wird, so pflanzen die stehen gebliebenen Flecken die Krankheit aufs Neue fort und somit könnte ein angesteckter Baum nie völlig geheilt werden.

Es giebt auch Bäume, besonders unter der ältern Klasse, an deren Stämmen sich Pilze zeigen. Wo man solche erblickt, kann man sicher darauf zählen, daß die Wurzelfäule eingetreten ist. Diesem Uebel ist zu steuern, indem man den Boden aufbricht, die Wurzeln vom Fäulnißstoff reiniget, frische Erde hineinlegt, hierauf die Grube zumacht und den Baum einige Mal mit frischem Wasser begießt. Oft finden sich am Stamme von Bäumen, welche einen bis zwei Schuh dick sind, eine Menge kleiner Pilze, die nicht größer sind als kleine Erbsen. In diesem Falle hat sich unter der Rinde eine Fäulniß angeeignet, welche bei einer Behandlung, wie sie beim Brand angegeben worden, zu entfernen ist. Noch ist unter den Krankheiten der Bäume die Wassersucht zu berühren. Sie ist daran zu erkennen, daß die Rinde fett und glänzend aussieht. Zur Heilung muß die äußere Rinde sorgfältig weggeschnitten und der Baum einige Tage hintereinander mit kaltem Wasser gewaschen und hernach dünn mit Baumwachs überstrichen werden.

VII. Schädliche Thiere und Mittel gegen dieselben.

Viele Bäume werden von den Ameisen geplagt. Es ist aber ein Irrthum, wenn man wähnt, diese Thiere seien Ursache an der

Krankheit des Baumes. Nein, das wahre Uebel liegt tiefer. Die Ameisen besuchen eben nur kranke Bäume, weil sie gewiß sind, da ihre Nahrung zu finden. Ein süßlicher Saft, den die Blätter ausschwitzen, lockt diese ungethenen Gäste an, den sie fleißig herunterholen. Wollte man die Ameisen vertreiben, ohne diese Ursachen zu entfernen, so wäre alle Mühe umsonst. Sind jene gehoben, so werden die Thiere von selbst wegbleiben. Dem Baum kann geholfen werden durch strenge Reinigung von unten an bis oben hin. Sollten rothe oder schwarze Stellen unter der Rinde sich vorfinden, so müssen sie aufgeschnitten, aber mit dem Kitt auch wieder sorgfältig zugemacht werden. Um den Stamm wird mehrere Mal kaltes Wasser in ziemlicher Menge gegossen; dann ist dem Baum sicher geholfen.

Ein anderes, weniger bekanntes, aber weit schädlicheres Ungeziefer ist der sogenannte Bandwurm (?). Er wird nur bei Birnbäumen, äußerst selten bei Apfelbäumen gefunden. Nicht zufrieden, nur die obere Rinde zu durchwühlen, nagt er sich Spuren seiner krummen Bahn auch auf dem Holze ein. Nie geht er weiter als 12 — 15 Zoll. Dann macht er sich eine Oeffnung in der Rinde und verläßt den Baum, wahrscheinlich um die Verwandlung zu bestehen. Oft treiben 2—3 an einem Stamm gleichzeitig ihr Unwesen. Meistens sind sie in jungen Bäumen von der Dicke eines Stuhlbeines zu treffen. Bei dickern Stämmen findet man ihn selten mehr; wenn aber seinen Verheerungen nicht gesteuert wird, so bleiben die betreffenden Bäume krüppelhaft. Ich habe schon manche dieser Würmer herausgenommen. Ihre Gestalt ist rundlich. Von Farbe sind sie weiß, mit einem rothen Kopfe. Sobald sie an die freie Luft kommen, hat ihr Leben ein Ende. Sie kommen nicht von außen in den Stamm, sondern entstehen im Baume selbst, aber nur da, wo zu viele fette Theile vorhanden sind; denn an einem nur mittelmäßig fetten Baum findet man den Wurm nie. Er ist leicht daran zu erkennen, daß die Rinde da, wo er durchfährt, schwarz aussieht. Solche Stellen müssen, sei es Sommer oder Winter, aufgeschnitten, die Thiere entfernt, und die Wunde sorgfältig wieder geschlossen werden.

Zur Verhütung der bekannten Krankheiten sowohl als zur Fernhaltung des Ungeziefers giebt es, wenn nicht ein Universalmittel, das in allen Fällen hilft, doch gewiß ein Mittel, welches alle andern übertrifft, und das ist Reinhaltung des Baumes. Würde man diesen so behandeln, wie es seine Natur erfordert, so würde man z. B. dem gefährlichen Raupenfraß unendlichen Abbruch thun und ebenso sehr den Ertrag des Baumes erhöhen. Man achte nur genau darauf, wenn man einen Baum reiniget, wie häufig und zahlreich die Raupenbrut unter der Kruste, sowie unter der Rinde anzutreffen ist, so daß, wenn sie im Frühjahr zur Entwicklung kommt, eine fürchterliche Menge von Ungeziefer daraus entstehen kann. Wie in den Spalten und unter der Rinde, so setzt sich bekanntlich auch in den am Baum den Winter über sitzen gebliebenen Blättern die nämliche Brut an. Zu ihrer Vertilgung müssen dieselben frühzeitig und mit Sorgfalt von den Zweigen gepflückt und entfernt werden.

Thöricht ist die Anwendung so vieler bis dahin zu ihrer Vertreibung angewandten Mittel, wie z. B. das Schießen, Räuchern, das Umbinden von Salpeterschnüren um den Stamm &c. Alles dieß ist Kinderspiel im Kampfe gegen ein Heer von Millionen verheererender Thiere. Es genügt auch nicht, daß man den Baum nur in der Krone und am Stamme genau untersuche. Nein, es muß daselbst wenigstens ein Mal auch auf dem Boden geschehen. Gras und Erde sollten mit einem scharfen spitzigen Messer einen Zoll weit vom Stamme abgelöst und vollständig entfernt werden. Denn da, wo der Baum eine Schlucht bildet, setzen sich diese Stoffe hinein; das Gras schlägt Wurzeln, erhält sich auf Kosten des Baumes und bringt an dessen Stelle meist graue Fäulniß, welche mit der Zeit die Rinde ablöst, so daß der Baum an der Erde theilweise oder ganz rindenlos wird.

VIII. Wirkungen der Moose, Wurzelansläufer und des Kaminrauches.

Oft ist es der Fall, daß die Wurzeln einzelner Bäume sogenannte Ausläufer bilden, welche schon für den Baumbesitzer eine unan-

genehme Erscheinung sind; da sie sich aber auf Kosten der Bäume ernähren, so sind sie denselben auch sehr nachtheilig. Dem Uebel zu steuern, muß die Erde geöffnet, die Wurzelschosse müssen scharf weggeschnitten und die Stelle mit guter Erde fest zugemacht werden. Die Ausläufer da, wo sie zu Tage kommen, nur wegzuschneiden, ist völlig nutzlos, ja sogar schädlich, weil dadurch die Ausläufer nur vermehrt werden; denn die beim Abschneiden stehen gebliebenen Wurzelstöcke schlagen nachmals selbst wieder mehrfach aus und führen nach und nach die Ermattung des Baumes herbei.

Auf ähnliche Weise verhält es sich mit dem Moos an den Bäumen. Es ist eine wahre Schmarozerpflanze, und da es unter derselben immer feucht ist, so ist daselbst die Rinde zarter und dünner, als anderwärts. Daher halten sich da nicht selten eine Menge Insekten, mitunter sogar Würmer, auf, welche sich mit dem sie schützenden Moos vom Baume ernähren. Ueberdieß wird die Ausdünstung an jenen Stellen gehemmt, und hebt man das Moos weg, so kommen oft Krebschäden zum Vorschein. Die angemessenste Zeit, das Moos zu entfernen, ist der Moment nach einem stattgehabten Regen, weil es dann leicht geht. Man bedient sich dabei eines sogenannten Krägers. Es sollte derselbe aber scharf geschliffen sein, damit es ohne Gewalt entfernt werden kann; denn das Gepolter ist der Rinde, besonders zur Saftzeit, nachtheilig.

Man hat die Beobachtung gemacht, daß die Bäume in der Nähe der Häuser weit tragbarer sind, als die in freiem Felde stehenden. Die Ursache davon ist aus sehr begreiflichen Gründen der Kaminrauch. Bekanntlich giebt es im Frühjahr Nachfröste, die in Reif übergehen. Dieser wird nun, noch ehe die Sonne aufgeht, durch den Kaminrauch sanft aufgelöst, so daß die Sonnenstrahlen nachher keinen nachtheiligen Einfluß auf die Blüten ausüben können.

IX. Der Baumkitt.

Um die Wunden der Bäume, die beim Pfropfen, Absägen starker Aeste &c. entstehen, gegen Austrocknung der Luft, gegen Regen

und Nässe und die dadurch herbeigeführte Fäulniß zu verwahren, auch manche zufällige Beschädigungen an Bäumen und Nestern, Krankheiten und andere Uebel, welche oft ein heilendes Pflaster gleichsam erfordern, bedecken zu können, bedient man sich einer gewissen Baumzalbe. Man nimmt nämlich 2 Theile blauen Lehm, den man unter anderthalb Theile Rinzderbau mengt. Diese Theile werden so untereinander gearbeitet, wie der Bäcker den Teig behandelt. Hierauf wird auf 6 bis 8 Pfund dieser Mischung eine halbe Maß guten Essig gegossen, Alles noch einmal so durchgearbeitet, daß eine feine Masse entsteht. Nachdem das geschehen, — zu lange kann man die Masse nicht durchkneten — so läßt man diese einen halben Tag stehen und verdünnt sie so mit kaltem Wasser, daß man den Brei mit dem Pinsel aufstreichen kann. Sollte dieser Brei wiederum vertrocknen, so muß er immer wieder mit kaltem Wasser verdünnt werden, da dieses ein vortreffliches Mittel für die Bäume ist. Anstatt Essig, wie „Christ“ anführt, kann man zur Verdünnung der Masse das erste Mal auch dicken Terpentin nehmen in gleichem Verhältnisse, wie Essig. Der Kitt läßt sich aber sodann nicht mit dem Pinsel anstreichen, es muß daher mit der Hand geschehen. Es gibt auch einen Kitt von Wachs und gelbem Harz, der wasserdicht und auch heilsam, aber zu äzend ist.

Der fürchterliche Lichthalter.

Ein Bauer in der Umgegend von Lyon hatte letztes Frühjahr einen Kaminfeger kommen lassen. Der Schwarzkünstler wohnte sehr entfernt von dort und traf daher erst Abends ein, weshalb man ihm Nachtlager geben mußte, das man ihm in einer reichlich von Frucht versehenen Scheuer von Stroh herrichtete. Nach kurzem Schlafe wurde er durch ein Geräusch von Fußtritten aufgeweckt. Er erblickte einen Mann mit einer Laterne versehen, deren Strahlen ein lebhaftes Licht auf einen andern mit einem Bündel leerer Säcke versehenen Mann warfen. Beide machten sich nun ans Geschäft. Während sie in aller Eile ihre Säcke mit der schon zum Verkaufe auf dem Markte hergerichteten Frucht füllten äußerte der Eine, wie schade es sei, daß nicht noch

ein Dritter zum Licht halten bei ihnen sei, um schneller und sicherer das Schäschen ins Trockne zu bringen. Plötzlich erschien der Kaminfeger, der sich unterdessen ruhig unter seinem Stroh versteckt gehalten hatte, unter ihnen, und, sich höflich an sie wendend, sagte: „Weil die Herren so sehr beeilt sind, kann ich ihnen wohl das Licht halten.“ In Schrecken gesetzt durch die plötzliche Erscheinung einer schwarzen Gestalt, die dem Schoße der Erde entstiegen schien, vermeinten die beiden Diebe, den leibhaftigen Teufel zu sehen und fühlten schon in Gedanken seine spitzigen Krallen; sie machten sich daher so eilig auf die Flucht, daß sie begreiflich nicht nur kein Körnchen Frucht mit sich nehmen konnten, sondern noch das zum Fortschaffen ihrer Beute hergebrachte Pferd vor dem Stallthore zurückließen. Der Kaminfeger, die Männer Anfangs nicht für Diebe gehalten, überraschte die so gewaltige Furcht vor ihm eben auch sehr, alsbald aber, nachdem er die Hausbewohner aufgeweckt hatte, wurde sie ihm völlig klar.

Neue Erfindungen.

Die zwei wichtigsten Erfindungen der Neuzeit sind unstreitig die Schießbaumwolle und der Schwefeläther. Die erstere ist das Werk des Naturforschers Professor Schönbein in Basel, eines geborenen Württembergers, der aber bereits vor mehreren Jahren das Bürgerrecht in Basel sich erworben und sich besonders durch seinen erfinderischen Scharfsinn berühmt gemacht hat. Diese Schießbaumwolle hat die Eigenschaft, daß sie sich noch leichter als das Schießpulver entzündet und daher dieses, wenn nicht völlig ersetzt, doch bedeutend in den Hintergrund stellt. Der Erfinder hat zuerst der im Juni 1846 in Basel versammelten naturforschenden Gesellschaft zu diesem Zwecke zubereitete Baumwolle vorgezeigt und damit Versuche anstellen lassen, welche zeigten, daß ein halbes Quentchen derselben, in eine Flinte geladen, im Stande ist, eine Kugel mit großer Kraft aus dem Rohr zu jagen. Bei dem ersten Versuche wurden auf 58 Schritte zwei Bretter von der Kugel durchbohrt, bei dem zweiten drang die

Kugel auf gleiche Entfernung 4 französische Zoll in die Mauer ein. Nach andern Versuchen vermochte ein Quentchen Baumwolle eine anderthalblöthige Kugel 200 Schritte weit zu führen und dann noch 2 Zoll tief in Tannenholz zu treiben. Seither sind in der Schweiz und in Deutschland, in Frankreich und England und selbst in der Türkei und in Amerika vielfältige Versuche mit dieser entzündbaren Baumwolle angestellt worden, welche je nach Art und Weise, wie dieselbe zubereitet wurde, natürlich sehr verschieden ausfielen. In Zürich wurde probirt, inwiefern die Schießbaumwolle das Pulver beim Kleingewehr und beim schweren Geschütz zu ersetzen vermöge. Dabei wurde auf die Bereitung derselben (mittelfst Salpetersäure u. englischer Schwefelsäure) möglichste Sorgfalt verwendet. Bei den Versuchen mit dem Stuzer wurden Entfernungen von 250, 500 und 1000 Fuß, und bei denjenigen mit dem Infanteriegewehr 250 und 500 Fuß angenommen. Es zeigte sich, daß die Beschaffenheit des Stuzers die Anwendung der Schießbaumwolle nicht erlaube, weil der Schuß bei gleich starker und genau auf die gleiche Weise vorgenommener Ladung nie eine gleiche Kraft und eine gleiche Sicherheit im Treffen besitzt. Von mehr als 100 Schüssen hatten kaum 2 gleiche Stärke; oft wurden 4 und 5 Bretter durchschlagen und ebenso oft nur 1 und 2, und während bei der Pulverladung selbst auf 1000 Fuß die Scheibe sicher getroffen wurde, konnte einer der besten Schützen schon bei 250 Fuß mit der Baumwolle nicht mehr sicher schießen.

Günstiger stellten sich die Versuche mit dem Infanteriegewehr. Daß aber trotz aller auf die Zubereitung der Baumwolle verwendeten Mühe und Sorgfalt gerade hierin gefehlt worden ist, haben spätere Versuche dargethan. In Bern und Solothurn z. B. hat die Baumwolle ganz befriedigende Ergebnisse geliefert, indem alle Schüsse, einer wie der andere, gleichförmige Richtung und Wirkung beibehielten. Bei dem Stuzer ward kein Knall hörbar; hingegen bei dem Infanteriegewehr verursachte sie einen geringen Knall, der aber weit unter demjenigen des Schießpulvers zurückbleibt. Auch erzeugte die Baumwolle gar keinen. Ebenso gelungen sind die Versuche,

welche ein Apotheker in Lenzburg (Kant. Aargau) angestellt hat. Nach diesem erreichte die Schießbaumwolle mit der Pistole das Vierfache, mit der Jagdflinte das Dreifache, mit dem Stuzer und dem Ordonnanzgewehr das Doppelte der Wirkung des Schießpulvers. Großartige Versuche wurden in England unter der Leitung des Erfinders selbst mit der Baumwolle angestellt, z. B. im Minensprengen, wobei es sich zeigte, daß eine Unze dieses Stoffes dieselbe Wirkung thut, wie ein Pfund Pulver. Ein anderer Versuch that dar, daß 3 Theile Schießbaumwolle eine 64pfündige Mörserkugel gerade so weit warfen, als 8 Theile des besten englischen Pulvers. Auch in Deutschland wurden mehrfache Proben mit derselben vorgenommen. In Mainz sind im Auftrage des deutschen Bundestages kleinere und größere Versuche damit gemacht worden und ziemlich befriedigend ausgefallen, so daß vom Bundestag den Herren Schönbein und Böttcher, welcher letztere mit dem erstern die Ehre der Erfindung theilt, eine angemessene Belohnung in Aussicht steht. Die Schießbaumwolle hat vor dem Pulver auch die wichtigen Eigenschaften voraus, daß sie durch Eintauchen in Wasser nicht verändert wird und sich beim Wiedertrocknen ihre ganze Entzündlichkeit wieder zeigt, und daß sie wohlfeiler zu stehen kommt als das Pulver. Sowohl bei der Bereitung als bei der Anwendung derselben ist aber, wie bei dem Pulver, Vorsicht vonnöthen, um Unglück zu verhüten.

Als eine der schönsten Erfindungen wird mit Recht der Schwefeläther gepriesen, durch dessen Einathmung eine gänzliche Gefühllosigkeit selbst bei den schmerzhaftesten Operationen bezweckt wird. Wir verdanken dieselbe zwei nordamerikanischen Zahnärzten, den Doktoren Jackson und Morton in Boston, welche den Schwefeläther beim Zähneausziehen als schmerzstillendes Mittel anwendeten und dabei die glücklichsten Erfolge erzielten. Bald gieng die Freude über diese Entdeckung, die in das Jahr 1846 fällt, durch ganz Europa, und sie wird nun überall nicht nur bei unbedeutendern, sondern selbst bei den schwierigsten und gefahrvollsten Operationen mit glänzendem Erfolge angewendet. Der Schwefeläther wird gewonnen aus Spi-

ritus (Weingeist) und Schwefelsäure, welche zu gleichen Theilen gemischt werden. Die Bereitung muß indeß mit der größten Vorsicht geschehen, weil der Spiritus nur tropfenweise in die Schwefelsäure gelangen darf. Das Einathmen derselben geschieht mittelst eines besondern Apparates, und es bedarf gewöhnlich nur wenige Athemzüge, um die Kranken zu betäuben und in den Zustand gänzlicher Unempfindlichkeit zu versetzen. Merkwürdig sind die verschiedenen Beobachtungen, die man während dieses Zustandes der Betäubung oder Berausung bei den Kranken machte. Die Einen werden schlaftrunken, schlafen ein, erwachen später wie aus einem wirklichen Schlafe, blicken erstaunt und verwundert um sich, ohne zu wissen, daß sie operirt worden sind; Andere schlafen gar nicht ein, sondern behalten stets einen gewissen Grad des Bewußtseins, hören auf ihren Namen, öffnen den Mund, wenn man es ihnen befiehlt; hernach befragt, erklären sie, nicht den mindesten Schmerz bei der Operation gefühlt zu haben. In seltenen Fällen erhielt sich das Bewußtsein vollkommen, ohne daß jedoch der geringste Schmerz gefühlt wurde. Hievon ein Beispiel. Ein Mann athmete den Aether einige Zeit lang ein und es wurde ihm ein Zahn ausgezogen; er hörte und sah Alles, was um ihn vorgieng, er wußte, wenn man ihn mit einer Nadel stach, er erzählte später, wie man den Zahnschlüssel eingeführt, wo ihn angesetzt hatte, aber bei den empfindlichsten Vorgängen zuckte er nicht, er hatte keinen Schmerz gefühlt. Andere hinwieder griffen während der Operation nach dem Instrumente, schrien laut auf, aber sie wußten später weder davon noch von irgend einem Schmerze. Gewöhnlich umgaukeln die lieblichsten Träume die Kranken und bleiben statt der gewaltigen Schmerzen im Gedächtnisse derselben zurück. So wurden der Kaiserschnitt, das Durchschneiden der Beinhaut und größerer Nervenäste, das Ansetzen des Glüheisens zur Entfernung einer an der vordern Bauchwand befindlichen Fistel, überhaupt Operationen jeder Art ohne alle Empfindung der Kranken vollzogen. Auch bei den schwierigsten Geburtsfällen, wo gemachte Versuche mit der Zange und alle andere Mittel vergeblich waren, bewährte sich der Schwefeläther.

Für die also Operirten entstehen in den seltensten Fällen nachtheilige Folgen, vorausgesetzt, daß der Schwefeläther gehörig angewendet wird und dabei die verschiedenen Naturen weise berücksichtigt werden. Der unempfindliche Zustand der Kranken, der gewöhnlich eine Viertelstunde bis 20 Minuten dauert, ist demjenigen eines Betrunknen ähnlich und unterscheidet sich nur dadurch von letzterm, daß die Berausung, die dem Genuße des Aethers folgt, angenehmer, leichter und auch schneller vorüber ist. Den oben erwähnten Beobachtungen zufolge scheint auch das Gefühl während der Operationen nie vollkommen aufgehoben, sondern nur mehr oder minder abgestumpft zu sein; die auffallende Erscheinung, daß die Operirten später nicht mehr wissen, was mit ihnen vorgegangen ist, läßt sich dadurch erklären, daß sie Alles bereits wieder vergessen haben, wie z. B. ein Betrunkener, wenn er fällt und sich ein Loch in den Kopf schlägt, im Augenblicke nichts davon empfindet, und beim Erwachen aus seinem Rausche nicht weiß, wie er zu dieser Beschädigung gekommen ist. Diese Unempfindlichkeit einerseits und das rasche Vergessen des Schmerzes andererseits sind aber wichtig genug, um der neuen Entdeckung einen bleibenden Werth zu sichern.

Der Bäcker mit dem Ochsenkopf.

Ein Bäcker begegnete einem Metzger. „Grüß Gott, lieber Freund!“ sagte der Erste, „wo kommst Du her?“ — „Ich komme so eben von Deinem Laden, wo ich mir ein Brod gekauft habe.“ — „Ein Brod?“ fragte der Bäcker verwundert, „wo hast Du es denn?“ — „In der Westentasche“, sagte lachend der Metzger und ging seiner Wege. Der Bäcker ärgerte sich ungemein, daß sich der Metzger über sein anerkannt kleinstes Brod lustig machte und er beschloß, sich zu rächen. Als er daher dem Metzger wieder begegnete, ging er auf ihn zu und fragte ganz freundlich: „Weißt Du auch, wo ich jetzt herkomme?“ — „Nein!“ — „Von Deiner Fleischbank, wo ich einen Ochsenkopf gekauft habe.“ — „Und wo hast Du ihn denn?“ fragte der Metzger. — „Unter meiner Mütze“, schrie der Bäcker, und lachte dann ganz unmäßig, in der Meinung, dem Metzger nun auch eins versezt zu haben.